

1. Ein digital turn in den
Altertumswissenschaften?
Grundlegende Überlegungen

Einleitung

Stylios Chronopoulos / Felix K. Maier / Anna Novokhatko

Im ersten Teil dieses Bandes widmen sich insgesamt drei Beiträge allgemeinen und kontrovers diskutierten Fragenkomplexen zum Prozess der Digitalisierung in den Altertumswissenschaften:

- Wie beurteilen Geistes- und speziell Altertumswissenschaftler den Paradigmenwechsel, den der Prozess der Digitalisierung einleitet? Gibt es ihrer Meinung nach überhaupt einen digital turn?
- Verändert die Digitalisierung die Methoden der Altertumswissenschaften? Wenn ja, welche Veränderung entsteht und zu welchen Konsequenzen führt sie? Auf welche Weise reflektieren Altertumswissenschaftler diese Umbrüche und welche Diskurse wenden sie dabei an?
- Wie verändert die Digitalisierung die Forschungs- und die Publikationspraxis im Bereich der Altertumswissenschaften?

Zunächst wendet sich Charlotte Schubert in ihrem Aufsatz „Von der Gutenberg-Galaxis in die digitale Welt: Neue Wege und neue Arbeitsmethoden“ allen drei Fragebereichen zu. Sie bezeichnet den Digitalisierungsprozess als einen Paradigmenwechsel und betont die Tatsache, dass in dem digitalen Paradigma Schrift und Sprache zu Daten transformiert, als solche manipuliert und untersucht werden. Diese Daten und die algorithmischen Verfahren, durch die die Daten bearbeitet und visualisiert werden, würden die hermeneutischen Methoden, die für die Geisteswissenschaften charakteristisch sind, entscheidend verändern. Die Untersuchung dieser Veränderungen, die Untersuchung der Hermeneutik des Digitalen, stelle eine enorme Herausforderung dar. Die Resilienz, die die Wissenschaft im Allgemeinen und die Altertumswissenschaften speziell kennzeichne, werde auch bei den notwendigen Innovationen wirksam, die der Digitalisierungsprozess mit sich bringe, und diese Auseinandersetzung präge die Entwicklung der neuen Methoden.

Auf der Ebene der Forschungspraxis bringe die Digitalisierung die Notwendigkeit mit sich, dass Geisteswissenschaftler, Datenwissenschaftler und Informatiker sich intensiv austauschen und zusammenarbeiten. Allerdings seien dadurch bisher noch keine neuen Handlungsräume geschaffen worden, zumindest keine nachhaltigen. Auf der Ebene der Publikationspraxis führe die medienübergreifende Vernetzung von Inhalten und die Notwendigkeit, Zugang zu den Forschungsdaten zu haben, zu neuen Publikationsformen, die nicht nur einen Text, sondern

auch Daten in verschiedenen Formaten zur Verfügung stellen und zunehmend mit Open-Access-Modellen experimentieren.

Schubert diskutiert in diesem Zusammenhang die Perspektive, in absehbarer Zukunft gleichzeitig mit zwei unterschiedlichen Klassen von Werken arbeiten zu müssen: mit gedruckten oder digitalisierten Publikationen und mit born digital Publikationen, die auch unterschiedliche Formen des Zugangs zu Forschungsergebnissen ermöglichen. Ihrer Meinung nach sei der bewusste Umgang mit dieser Tatsache wesentlich für die Gestaltung der Forschungs- und der Publikationspraxis in der unmittelbaren Zukunft.

Die Aufsätze von S. Douglas Olson und Samuel J. Huskey greifen diese allgemeinen Fragen auf, indem sie sie konkret auf die textkritischen Editionen anwenden, nämlich auf die wissenschaftliche Gattung, die grundlegend die Arbeit aller Altertumswissenschaftler prägt.

Olson vertritt die Meinung, dass Investitionen in digitale textkritische Editionen eigentlich sinnlos seien: Die Probleme und die Risiken, die damit einhergingen, seien tiefgreifend, die vorgeschlagenen Lösungen und Modelle immer noch zu experimentell, die notwendigen Investitionssummen zu groß und der zusätzliche wissenschaftliche Gewinn zu gering – wenn es überhaupt einen gebe –, so dass man keinen Grund habe, das bisherige Modell, das qualitativ hochwertige gedruckte textkritische Editionen sichere, zu verändern.

Im Gegensatz zu Schubert sieht Olson keinen Paradigmenwechsel im Zuge der Digitalisierung und kann deswegen argumentieren, dass die Form und das hauptsächlichste Medium der für die altertumswissenschaftliche Forschung grundlegenden Materialien keinen Umbruch erleben werden. Huskey ist gegenüber dem Begriff „Paradigmenwechsel“ ebenfalls skeptisch eingestellt; im Gegensatz zu Olson aber ist er völlig davon überzeugt, dass es sich besonders lohne, in qualitative digitale textkritische Editionen zu investieren. Allerdings betont er, dass digitale textkritische Editionen das Ergebnis von zwei trennbaren und selbstständigen wissenschaftlichen Leistungen sein müssten: zum einen von einem textkritischen, philologischen Arbeitsprozess, der im Grunde genommen der gleiche wäre wie der einer gedruckten Edition, zum anderen von einer digitalen Entwicklungsarbeit, die die Datenmodelle zur Verfügung stellt und für die Visualisierung(en) der durch die Edition produzierten Daten sorgt. Huskey diskutiert in diesem Zusammenhang die Abwesenheit einheitlicher, allgemein akzeptierter Kriterien, durch die eine textkritische digitale Edition als solche bezeichnet und begutachtet werden könnte; er selbst geht von einem Konzept aus, das grundsätzlich das gleiche ist wie das bei einer gedruckten Edition. Diese Überlegungen werden in einer Besprechung einiger Aspekte des Projekts *Digital Latin Library* konkretisiert; dabei wird sowohl ein Open-Access-Modell präsentiert, als auch ein Modell, das dem Bedürfnis entspricht, unterschiedliche und zugleich zitierfähige Versionen einer kanonischen Edition zu haben.

Alle drei Aufsätze verwenden in verschiedenen Formen einen gemeinsamen Diskurs, um sich mit dem Einfluss des Prozesses der Digitalisierung auf die Altertumswissenschaften auseinanderzusetzen: die von U. Becks Begriff „Risikogesellschaft“ stark geprägte, sehr verbreitete und praktische Dichotomie von Risiken und Chancen. Schubert verbindet den Digitalisierungsprozess mit dem data-turn, der vieles verändere, und spricht über Risiken und Chancen in dieser veränderten Umgebung; Olson koppelt die zwei Teile des Diskurses voneinander ab und sieht nur Risiken im Digitalisierungsprozess; Huskey schließlich sieht überwiegend Chancen, vorausgesetzt, die textkritische bzw. philologische Arbeit koppelt sich von ihrer bisherigen Tradition nicht ab.